In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 175. Posen, den 2. August 1928. 2. Jahrg

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

28. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

„Ich habe kein Recht, etwas von Ihnen zu erwarten. Aber ich habe Ihnen das Leben gerettet, und vielleicht fühlen Sie sich daher irgendwie mir gegenüber verpflichtet. Erstens kann ich ebensowenig wie Sie Monty herbeischaffen. Er kann in England sein, aber auch das Gegenteil ist möglich. Ich werde da Souza aufsuchen. Er wird wahrscheinlich mehr wissen. Sie können mich begleiten, wenn Sie wollen. Ich will Monty um keinen Pfennig benachteiligen. Er soll alles haben, worauf er Anspruch hat — aber ich will die Zahlungsweise gütlich mit ihm regeln und die Sache nicht vor die Oeffentlichkeit gezerrt haben. Das geschieht in seinem wie in meinem Interesse. Die Leute, die die Gesellschaft mit mir gründeten, vertrauen mir, und ich will sie nicht enttäuschen."

Francis nahm eine kleines Silberetui aus der Tasche, zündete sich eine Zigarette an und rauchte, in Gedanken versunken. Endlich sagte er:

„Es ist möglich, daß Sie ein ehrlicher Mann sind. Anderseits werden Sie zugeben, daß der Schwerpunkt der Wahrscheinlichkeit, meinerseits gesehen, eher der anderen Seite zuneigt. Wir wollen ein wenig zurückgreifen — nach unserer ersten Begegnung. Ich war Zeuge, als der König von Bekwando Ihnen die Konzession erteilte. Dem Wortlaut des Vertrages nach waren Sie Montys Erbe, und er selbst lag betrunken in einem Klima, in dem Alkohol und Tod Hand in Hand gehen. Sie lassen ihn allein im Busch zurück, erzählen, daß er tot sei, und nehmen alles allein in Besitz. Ich finde ihn noch lebend vor, tue für ihn, was ich kann — und hiermit endet der erste Akt. Was geschieht nun weiter? Ich höre von Ihnen sprechen als von einem einflußreichen Mann und Millionär. Trotzdem war Monty noch am Leben, und Sie wußten davon. Doch als ich nach Attra kam, war er verschwunden. Ich will wissen, wo er ist. Sie behaupten, es nicht zu wissen. Es mag sein, aber es klingt nicht sehr wahrscheinlich."

Trents Unterlippe zuckte, ein Zeichen des in ihm wütenden Sturmes; doch er bezwang sich mit eiserner Selbstbeherrschung und sprach kein Wort. Francis fuhr fort:

„Ich bin nicht Ihr Feind, Scarlett Trent, und ich will Ihnen auch nicht schaden; aber dies ist mein fester Entschluß: Bringen Sie Monty innerhalb einer Woche ans Tageslicht, um ihm das zu geben, was ihm zukommt, und ich werde schweigen. Haben Sie ihn mir aber nach Ablauf der Woche nicht vorgestellt, bin ich gezwungen, seiner Familie alles, was ich weiß, mitzuteilen."

Trent erhob sich langsam.

„Ihre Adresse!" sagte er kurz. „Ich werde tun, was in meinen Kräften steht."

Francis riß ein Blatt aus seinem Notizbuch, auf das er einige Worte kritzelte.

„Hier können Sie mich zu jeder Zeit erreichen. Einen Augenblick noch, Herr Trent. Als ich Sie vorhin sah, befand sich in Ihrer Begleitung eine Dame . . ."

„Und?"

„Ich bin bereits zu lange aus England fort," ergänzte er stockend, „so daß mich mein Gedächtnis manchmal im Stich läßt. Darf ich den Namen der Dame wissen?"

„Fräulein Irene Wendermot."

Francis warf seine Zigarette fort und zündete sich eine neue an.

„Vielen Dank!"

XXXV.

Die Lage und Einrichtung der Büroräume da Souzas war nicht sehr geeignet, auf zufällige Besucher einen günstigen Eindruck zu machen. Das Büro lag in der Nebengasse einer sehr unangenehmen Gegend. An der anderen Seite der Straße sah man eine schwarze Mauer, und unweit davon befand sich ein Gemüseladen mit einer kleinen im Keller gelegenen Destille.

Trent, zum ersten Male in dieser Gegend, sah erstaunt und mit einem gewissen Ekel um sich. Da Souzas einziger Angestellter, ein schäbig gekleideter junger Mann von blasser kränklicher Gesichtsfarbe und dicht zusammenstehenden Augen, war gerade beschäftigt, eine große falsche Brillantnadel am Aermel seiner Jacke zu putzen. Er unterbrach seine Tätigkeit und starrte mit großer Verblüffung auf den unerwarteten Besucher. Trent war geradeswegs von seiner Unterredung mit Francis in Ascot hierhergekommen und trug seinen Feldstecher noch am Riemen um die Schulter.

„Ist Herr da Souza zu Hause?"

„Ich glaube doch, mein Herr," war die Antwort. „Wen darf ich melden?"

„Trent — Scarlett Trent."

Eine Tür öffnete sich und da Souza erschien auf der Schwelle. Er begrüßte seinen Besucher mit einem Lächeln, das alle Zähne sehen ließ. Kampfeslust sprach aus den kleinen, scharfen Augen, der tiefen Verbeugung, der geheuchelten Unterwürfigkeit.

„Ich bin angenehm überrascht, Herr Trent," erklärte er. „Willkommen in England. Wann sind Sie gelandet?"

„Gestern."

„Und Sie kommen gleich von Ihren Triumphen auf der Rennbahn zu mir?"

„Ich komme geradeswegs von Ascot," erwiderte Trent, „aber mein Pferd hat verloren, wenn Ihre Anspielung darauf hinausgeht. Ich bin jedoch nicht hergekommen, mich mit Ihnen über das Rennen zu unterhalten. Ich hätte Sie gern unter vier Augen gesprochen."

„Aber gern," erwiderte da Souza, während er weit die Tür seines Heiligtums zurückstieß.

Trent warf einen flüchtigen Blick durch das Zimmer. Es war spärlich möbliert. Ein staubbedecktes Fenster führte auf die Rückwand einer Bank oder eines anderen öffentlichen Gebäudes. Der Boden war kahl, die Wände mit gelben Karten von Goldminen aus dem westafrikanischen Distrikt bedeckt. Da Souza, tadellos gekleidet, mit glänzenden Schuhen und einer Blume im Knopfloch, war wohl der am wenigsten schäbige Teil in dieser Umgebung.

„Sie wissen sehr gut, weswegen ich komme," begann Trent ohne Umschweife die Unterhaltung, „obwohl Sie sich stellen, als wüßten Sie es nicht. Aber um Zeitverlust zu vermeiden, werde ich es Ihnen sagen: Was haben Sie mit Monty gemacht?"

Da Souza kehrte die inneren Handflächen nach außen und antwortete mit gutgespielter Ungeduld:

„Monty! Immer nur Monty! Was kümmert mich der? Sie sind für ihn verantwortlich, nicht ich!"

Trent wandte sich gelassen ab und verschloß die Tür. Da Souza wollte schreien, aber eine wahnsinnige Angst drückte ihm die Kehle zu. Sein aufgedunsenes, bleiches Gesicht wurde grau und die Knie zitterten ihm. Trent ergriff ihn bei der Schulter, und es war da Souza, als ob er in einen Schraubstock gezwängt sei.

„Wenn Sie schreien, erwürge ich Sie," knirschte Trent. „Hören Sie: Francis ist in England und will die ganze Geschichte an die große Glocke hängen, wenn Monty nicht zum Vorschein kommt. Ich werde die Angelegenheit so gut wie möglich in unser aller Interesse regeln; doch darf Monty kein Haar gekrümmt werden. Heraus mit der Sprache. Wo ist er?"

Da Souzas Züge waren jetzt aschfahl.

„Trent," flüsterte er, „lieber Freund, seien Sie doch vernünftig! Ich sage Ihnen, Monty lebt! Aber auch nicht mehr als das. Sein Leben hängt nur noch an einem seidenen Faden. Ueberlassen Sie das nur mir! Morgen wird er tot sein — ein sehr natürliches Ende gefunden haben. Zu befürchten ist nichts. Trent! Trent!"

Das letzte endete in einem heiseren Röcheln. Die Hand des anderen lag an seiner Kehle.

„Sie Schurke," zischte Trent. „Bringen Sie mich sofort zu ihm, oder ich töte Sie! Sie kennen mich zur Genüge, um zu wissen, daß ich nicht scherze."

Er gab da Souza frei. Der ergriff mit einem gemeinen Fluch seinen Hut, und zusammen verließen die beiden Männer das Büro.

— — — — — — — — — — — — — —

„Da! Schon wieder!"

Die beiden Frauen warteten mit atemloser Spannung. Diesmal war kein Irrtum möglich. Aus dem Zimmer über ihnen drang das schwache und unsichere Schluchzen eines Mannes. Julie warf ihr Buch hin und sprang auf.

„Es ist nicht zum Aushalten, Mutter! Ich weiß, wo der Schlüssel ist. Ich werde nachsehen gehen."

Frau da Souzas üppige Gestalt erzitterte.

„Laß es doch, liebes Kind!" flehte sie. „Vater könnte es erfahren, und dann — oh, mir ahnt das Schlimmste!"

„Du brauchst nichts zu befürchten, Mutter," sagte das Mädchen, „ich gehe!"

Frau da Souza holte ein großes Taschentuch hervor, das stark nach Parfüm duftete und trocknete sich die Augen. Als sie wieder aufblickte, war Julie verschwunden.

Selbst Julie ertappte sich bei einer ungewöhnlichen Scheu, als sie die Treppe hinaufstieg, den Schlüssel zu dem verschlossenen Zimmer in der Hand. Obwohl das Verhältnis zu ihrem Vater nicht wie bei ihrer Mutter das einer sklavischen Unterwürfigkeit war, erinnerte sie sich sehr gut seines strengen Verbots, das Zimmer trotz allen Rufens und Flehens seines Bewohners nicht zu betreten. Tagelang hatten sie nun das herzerweichende Jammern. die verzweifelten Schreie des Gefangenen anhören müssen — länger konnte sie es nicht ertragen. Sie hatte ein weiches Herz, und von Anfang an war sie von dem Aussehen des alten Mannes, als er, schwer auf den Arm ihres Vaters gelehnt, das Haus betreten hatte, gerührt gewesen. Jetzt war sie entschlossen, sich Gewißheit zu verschaffen, daß die Absonderung seinem eigenen Wunsch entsprach. Daher stieg sie beherzt die Treppe hinauf und steckte den Schlüssel ins Schloß. Einen Augenblick noch zögerte sie; dann stieß sie die Tür auf.

Als sie den Mann erblickte, der sich bei ihrem Eintritt mit Mühe aufraffte, war ihr erster Impuls, sofort umzukehren — denn Monty bot in diesem Augenblick alles andere als einen angenehmen Anblick. Das Zimmer war von Alkoholdunst erfüllt. Monty war ungewaschen und unrasiert, die Augen blutunterlaufen. Er lag halb über dem Tisch in der Haltung eines Betrunkenen. Bei diesem Anblick schwand Julies Mitleid. Also war das Schluchzen, das sie gehört, nur das grundlose Jammern eines Trunkenbolds gewesen! Aber er war so alt, und etwas lag in der kindlichen Angst mit der er sie anblickte, das Sie auf die Schwelle bannte. Da er schwieg, begann sie:

„Wir hörten Sie sprechen und befürchteten, daß Sie erkrankt seien."

„So," murmelte er, „führt Sie sonst nichts her? Ist niemand bei Ihnen — niemand, der mich holen will?"

„Außer meiner Mutter ist niemand im Hause." beschwichtigte sie ihn.

Er holte tief Atem und brach in ein Schluchzen aus. Nach einer Weile sagte er unsicher und stockend:

„Wenn ich hier nämlich Stunden allein hintereinander sitze, komme ich auf alle möglichen Gedanken. Noch vor kurzem glaubte ich, die Stimme des Missionars Price zu hören. Er fragte mich nach der Geldkassette — der Holzkassette mit dem Kreuz auf dem Deckel. Ich glaubte fortwährend seine Stimme zu hören. Sonderbar, wie?"

Er lächelte geistesabwesend. Seine knochigen Hände ergriffen das neben ihm stehende Glas. Julie schüttelte lächelnd den Kopf und trat näher. Sie fürchtete ihn nicht mehr.

„An Ihrer Stelle würde ich nicht mehr trinken. Es ist nicht gut für Sie."

„Gut!" antwortete er langsam. „Es ist Gift — reines Gift!"

„Das beste wäre es, wenn Sie den Alkohol stehen ließen und ein wenig spazierengingen."

Er schüttelte den Kopf. „Das riskiere ich nicht!" kam es flüsternd von seinen Lippen. „Man sucht mich. Ich muß mich verstecken — immer verstecken."

„Wer sucht Sie?"

„Herr Price und seine Frau. Sie sind mir nachgereist."

„Weshalb denn?"

„Wissen Sie denn nicht, daß ich ein Dieb bin?"

Sie schüttelte nachdrücklich den Kopf. „Nein, das tut mir aber leid."

Er nickte einige Male heftig mit dem Kopf.

„Wollen Sie mir nicht die Sache etwas näher erklären? War es etwas sehr Schlimmes?"

„Ich weiß es nicht," antwortete er. „Es ist so schwer, sich aller Einzelheiten zu erinnern. Es war ungefähr folgendermaßen: Ich scheine schon sehr lange gelebt zu haben; und wenn ich an alles zurückdenke, kann ich mich wohl an das erinnern, was vor längerer Zeit geschah. Aber dann kommt plötzlich eine Lücke. Alles verwischt sich, und ich bekomme heftige Kopfschmerzen, wenn ich mein Gedächtnis anstrenge."

„Geben Sie sich nur keine Mühe und quälen Sie sich nicht," sagte sie freundlich. „Ich werde Ihnen ein wenig vorlesen, wenn Sie wollen, und Sie bleiben schön ruhig und still sitzen."

Er schien es nicht zu hören und hub wieder an:

„Ich hatte vor meinem Tode nur noch einen Wunsch: Ich wollte meine kleine Tochter sehen, die jetzt erwachsen ist, noch einmal wiedersehen, einmal sprechen hören. Immer aber war der Ozean zwischen uns, und Onkel Sam kam jeden Tag mit dem verfluchten Rum. Dann tauchte Trent eines Tages wieder auf und sprach von Geld, von England. Als er wieder fortging, blieben die Worte in meinen Ohren, und nachts hörte ich über das Meer hinweg Rufe zu mir dringen. Das große Schiff lag im Hafen, und der Rauch stieg aus den Schornsteinen. Da wurde ich wahnsinnig. Sie rief mich von der anderen Seite des Meeres — und ich stahl das Geld, verließ heimlich das Haus."

(Fortsetzung folgt.)

Das Schloß der Glücksjäger!

Momentbilder aus Monte Carlo.

Von **Hanns Marschall.**

(Nachdruck verboten.)

Es gibt ein Fürstentum auf der Welt, ein Land, in dem das Glück wohnt. Es ist allerdings ein unbeständiges Glück, kein ehrliches Glück, aber was tut das?

Am westlichen Teil des Golfs von Genua liegt Monako, mißt genau 21½ Quadratkilometer im Umfang, zählt ungefähr 16 000 Einwohner, und hat einen Fürsten, der bei schönem Wetter — und wann ist an der Riviera nicht der herrlichste Sonnenschein? — in Hemdärmeln auf den Zinnen seines Schlosses steht und die vorübergehenden Untertanen jovial begrüßt.

In Monako herrscht eine absolute Erbmonarchie. Das regierende Haus heißt: Grimaldi-Gogon de Matignon, und der jetzige Fürst: Albrecht.

Was Monako auf der Welt überhaupt bekannt gemacht, so daß sein Name in aller Mund ist, ist die Spielbank in Monte Carlo.

*

Monte Carlo ist die Verheißung des Glücks, des Zufalls. Monte Carlo ist der Sammelpunkt und Tummelplatz der Glücksritter. Hier sitzt der Minister neben dem Abenteurer, die Dame von Welt neben der Talmieleganz. Hier laufen alle diejenigen zusammen, die ihren Namen nicht gern öffentlich genannt wissen: ehrwürdige Staatsmänner und Hochstapler. Am Roulettetisch vor der rollenden Kugel sind sie alle gleich.

Eine entzückende Geschichte berichtet, wie einst Gabriele d'Annuncio, der italienische Dichter und Fiume-Kämpfer, in den Sälen der Bank weilte, und einer Dame seinen Namen nannte in der Hoffnung, einen gewaltigen Eindruck auf sie zu machen. Die Dame sah ihn einen Augenblick an, zuckte dann die Achseln, und sagte wegwerfend, indem sie schon einen Spieltisch zuschritt: „Kenne ich nicht!"

d'Annuncio (eigentlich mit richtigem Namen: „Rapagnetta", zu deutsch: Rübchen!), der Neidvolle aber, soll keinem Menschen mehr seinen Namen von Stunde an gesagt haben.

In Monte Carlo beginnt das allgemeine Interesse am einzelnen Menschen erst dann, wenn er in der Lage ist, die Bank zu sprengen. Die Bank ist der Gott, zu dem man emporblickt. Die Bank ist unantastbar. Und doch kommt es vor, wenn Fortuna gerade ihre unergründliche Laune hat, daß einer unter den Hunderttausenden, die alljährlich die Gäste dieses Hauses sind, die Bank sprengt.

*

Im vergangenen Jahre kam ein englischer Rennstallbesitzer, Mister Sydney Beer, nach Monte Carlo. Ob mit dem festen Vorsatz, die Bank zu sprengen, weiß keiner, wahrscheinlich aber nicht; denn auch die Spieler sind abergläubisch, und wissen, daß sie nichts gewinnen, wenn sie sich mit großen Vorsätzen an den grünen Tisch niederlassen.

Also Mister Sydney Beer hat in den ersten drei Nächten rund 50 000 Pfund gewonnen, und damit die Bank von Monte Carlo regelrecht ausgeplündert. Er ist seit dem Kriege der erste, dem wieder dieses Glück zufiel. Allerdings hat es auch in früherer Zeit genug Leute gegeben, die in einer Nacht mit einem Schlage reich wurden. So war einer der berüchtigsten Spieler vor noch gar nicht langer Zeit ein Spanier, namens Garcia, der die Bank innerhalb weniger Wochen um 10 Millionen Frank ärmer machte. Mit seinem Vermögen in der Tasche verließ er das Glücksschloß, und gelobte, nie wieder spielen zu wollen. Er ließ eine wundervolle Kirche erbauen, berührte drei Jahre lang kein einziges Kartenblatt, bis er eines Tages, doch wieder nach Monte Carlo gelockt, dem Spielteufel abermals verfiel, um schließlich als armer Mann zu sterben.

Aber das ist das Los der meisten Spieler: in Elend und Armut zu sterben, weil sie vom grünen Tisch nicht lassen können. So kam einst ein armer englischer Offizier nach Monte Carlo, setzte sich an den Roulettetisch und zog jedesmal das Maximum en plein. Zweimal mußte die Bank innerhalb einer Stunde Geld kommen lassen, denn sie sieht auf sofortige Auszahlung und bedient ihre Gäste ehrlich. Aber das Glück des Offiziers hörte nicht auf. Man setzte andere Croupiers auf die Plätze. Alles vergebens. Der Offizier blieb der Sieger. Lange Zeit lebte er glücklich und zufrieden in einem kleinen Schlosse, das er sich hatte bauen lassen, bis eines Tages die Macht des Cercle privé zu groß wurde, ihn von neuem lockte, und er nunmehr alles verspielte. Arm und gebrochen kehrte er in die Heimat zurück.

Ein anderer kam auf seiner Hochzeitsreise nach Monte Carlo. Er führte fremde Gelder bei sich, die er einer dortigen Gesellschaft überweisen sollte. Er kam nicht dazu. Die Spielsäle lockten ihn, er versuchte es zunächst mit kleineren Beträgen, und verlor. Dann wagte er sich an größere Summen, und verlor — und verließ wenige Stunden später die Bank als vernichteter Mann. Er hatte fremdes Geld verspielt und nahm sich noch in der gleichen Nacht mit seiner jungen Frau das Leben.

Noch tragischer aber ist die Geschichte eines Kommandanten, der mit seinem Schiffe in der Nähe von Nizza vor Anker lag. Er verspielte in Monte Carlo, wo er sein Glück versuchen wollte, nicht nur das eigene Geld, sondern auch den Inhalt der gesamten Schiffskasse. Zum Bewußtsein gekommen, eilte er zur Leitung des Spielklubs und forderte erregt das Geld zurück. Bedauernd zuckten die Herren die Achseln. Der Kommandant aber drohte, wenn er nicht bis zum nächsten Tage sein Geld zurückerhalten haben würde, mit einem Bombardement von ganz Monako. Als auch das nicht wirkte und die Herren des Direktoriums nur ungläubig lächelnd die Köpfe schüttelten, verschwand er hastig. Am anderen Morgen aber sichtete man auf dem Meere ein Kriegsschiff, das mit seiner vollen Breitseite vor Monte Carlo lag, die Mündungen der Rohre auf die Stadt gerichtet. Da wußte die Leitung des Klubs, daß der Kapitän seine Drohung vom Abend vorher in die Tat umzusetzen beabsichtigte. Man zahlte ihm den vollen Betrag aus, den er der Schiffskasse entnommen hatte, und wenige Stunden später war der Dampfer verschwunden. Der Kapitän

*

aber erschoß sich, weil er seine Ehre für verloren erachtete.

Wenige Spieler, die im Zeichen des Glücks standen, sind aber so fest gewesen, daß sie bis an ihr Lebensende die Räume des Cercle privé nicht mehr betreten haben. Die Geschichte der Glücksjäger aller Zeiten kennt nur wenige Namen. An erster Stelle steht ein englischer Kapitän, der vor einigen Jahren als reicher Mann gestorben ist und dessen ganzes Vermögen aus der Kasse der Bank von Monte Carlo stammt. Auch der Großfürst Paul gewann innerhalb weniger Tage fast eine halbe Million.

*

Draußen, vor der Stadt aber, auf dem „Campo Infernale" (das seinen Namen nicht zu Unrecht trägt, denn es heißt auf deutsch: „Feld des Teufels!"), ruhen diejenigen, die im Kampf mit der Spielbank zusammengebrochen sind und den freiwilligen Tod der Armut vorzogen. Friedlich ruhen die Jäger des Glücks nebeneinander: Hochstapler, ehrsame Bürger, Damen der Gesellschaft, Halbwelt und professionale Spieler. In der kurzen Zeit von 40 Jahren sind dort zweitausend Gräber entstanden. Die schlichten Kreuze auf den Hügeln reden eine stumme Sprache von Abenteuern, Leidenschaft und Sucht nach Geld.

Aber es sind ihrer nicht alle, die dem Spiel verfallen und zugrunde gegangen sind. Die meisten von ihnen haben es vorgezogen, irgendwo in einem verborgenen Winkel der Welt unterzutauchen — vergessen und verschollen.

Spielerlos.

Justizgeschichten.

Nacherzählt von **Paul Mayer.**

Ein Advokat nahm von einer Dame, die er zu heiraten beabsichtigte, ein unerhört hohes Honorar. Als sie ihm darüber Vorwürfe machte, antwortete er: „Ich wollte Ihnen nur beweisen, „Das Gericht darf nicht aus dem Auge verlieren, daß mein Mandant nicht Scamander, sondern Michot heißt."

*

Bei einem Prozeß, in dem es sich um einen Grenzstreit handelte, sprach der Advokat der einen Partei unaufhörlich vom Trojanischen Krieg und vom Scamander. Der gegnerische Anwalt unterbrach das gelehrte Geschwätz des Kollegen mit den Worten: „Das Gericht darf aus dem Auge verlieren, daß mein Mandant nicht Scamander, sondern Michot heißt."

*

Alexander Dumas wurde einmal gebeten, zur Beerdigung eines im Elend gestorbenen Gerichtsvollziehers 25 Frank beizusteuern. Dumas entnahm seinem Schreibpult 300 Frank mit den Worten: „Hier, nehmen Sie und lassen Sie dafür ein Dutzend beerdigen."

*

Der bekannte russische Advokat Lokhvitzki hatte einen Klienten aus einer üblen Affäre herausgehauen.

„Wie kann ich Ihnen nur meine Erkenntlichkeit zeigen?"

„Mein Lieber," antwortete Lokhvitzki, seitdem die Phönizier das Geld erfunden haben, ist diese Frage doch überflüssig."

*

„Sie haben einen Stuhl auf dem Kopf Ihrer Frau zerschlagen. Was haben Sie zu Ihrer Verteidigung zu sagen?"

„Herr Vorsitzender, das ist ein Zufall."

„Ein Zufall? Erklären Sie das!"

„Ja, Herr Vorsitzender, ich hatte nicht die Absicht, den Stuhl zu zerschlagen."

*

Einem Amtsrichter, der magenleidend war, hatte sein Hausarzt den Rat gegeben, während der Gerichtsverhandlungen ein paar Tropfen Bordeaux zu trinken. Deshalb stand immer ein gefülltes Glas auf seinem Richtertisch. Eines Tages hatte er einen schwierigen Fall zu entscheiden.

„Können Sie beschwören, daß Sie eben die Wahrheit gesagt haben?" fragte der Richter.

„Und ob," erwiderte der also Angeredete. „Wenn ich gelogen habe, so soll mich dies Glas Wein ersticken."

Bei diesen Worten nahm er das Glas des Richters und leerte es bis zur Neige.

*

Der Vorsitzende schreit einen Raubmörder an: „Konnten Sie sich nicht damit begnügen, Ihr Opfer zu bestehlen? Mußten Sie es auch noch ermorden?" — „Das ging nicht," erwiderte der Verbrecher, „es schrie zu laut. Andernfalls wäre ich ja auf denselben Gedanken gekommen, wie Sie, Herr Vorsitzender"

Das Haus aus Flaschen und andere Dinge, die wir nicht wissen.

In Rio Vista in Nevada ist ein Haus ganz aus Bierflaschen gebaut. Es ist 20 Fuß lang und 16 Fuß breit und hat zwei Räume. Zehntausend Flaschen sind zu seinem Bau verwendet worden. Sie sind mit dem Boden nach oben gelegt und Lehm hält sie zusammen. — Hier gilt das Wort: „Wer im Glashause sitzt, soll nicht mit Steinen werfen."

*

Die Durchschnittszeit, die das Blut braucht, um von einem Arm in den anderen zu fließen, beträgt 18 Sekunden. In einer Minute macht das Blut diese Tour drei und ein drittel mal.

*

„Astronautik" ist der Ausdruck, den die französische Astronomische Gesellschaft gefunden hat, um alle Probleme zu umfassen, die in das Gebiet der Reisen durch den Weltenraum fallen.

*

In Norwegen besteht kein Impfzwang, aber ein Mensch, der nicht geimpft ist, ist bei einer Wahl nicht stimmberechtigt.

*

Der asiatische Stamm der Miau-tsz begräbt keinen Menschen, bevor nicht der Boden mittels eins Eis geprüft wurde. Die männlichen Verwandten des Verstorbenen begeben sich an den gewählten Beerdigungsplatz mit einem großen Korb voll Eiern. Einer der Eingeborenen bückt sich und läßt ein Ei sacht auf den Boden gleiten. Wenn es zerbricht, so wird das als ein schlimmes Vorzeichen angesehen und man muß einen anderen Begräbnisplatz aussuchen. Auf diese Weise wandert der Zug oft stundenlang umher, bis man einen Platz findet, wo das Ei niedergleitet, ohne daß die Schale zerbricht.

*

Jupiter, der größte Planet im Sonnensystem, schleudert ungeheure vulkanische Bomben in den Weltenraum, sagt ein französischer Astronom. Einige der Kometen, die bisweilen die Erde treffen, rühren vielleicht vom Jupiter her. Moderne Teleskop-Apparate sind imstande, drei Billionen von den vielleicht 30 Billionen Sternen in unserem Universum zu photographieren. Jeder von ihnen ist eine Sonne, die meisten größer und heller als unsere Sonnen. Sie strahlen Kraft aus, bis sie ausgebrannt sind. — Es wird behauptet, daß unsere Sonne dem Ausgebranntsein gefährlich nahe ist. Jeder Tag kann sie zum Erlöschen bringen. Aber da ein Tag im Universum eine Million Jahre umfassen kann, brauchen wir uns noch keine Sorgen zu machen.

*

Die Uhr der St. Georgskirche in Freienwalde hat nicht nur auf dem Zifferblatt die neue Vierundzwanzigstundenzeit angegeben, sondern auch das Schlagwerk ist so geändert worden, daß die richtigen Stunden geschlagen werden. In Freienwalde schlägt es also wirklich dreizehn, ja es schlägt sogar vierundzwanzig!

*

Eine Zeitung in Schanghai benutzt zur Fabrikation des benötigten Papiers das Schilf, das in Mengen an den Ufern des Flusses wächst. Dieses Schilf ergibt 45 000 Ries Papier jährlich! Eine nachahmenswerte Erfindung!

Zum Kopfzerbrechen.

Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Weiblicher Vorname. 2. Orientalischer Gruß. 3. Stammutter. 4. Platz bei Bewegungsspielen. 6. Balkanstaat. 8. Weiblicher Vorname. 9. Stellvertretender Beamter. 10. Abgekürzter Frauenname. 11. Himmelsrichtung. 15. Weiblicher Vorname. 16. Wiesenplan. 17. Gewässer. 18. Buchstabe des Alphabets. — Wagerecht: 1. Weiche Speise. 3. Schwiegersohn. 5. Fischereigerät. 7. Teil des menschlichen Körpers. 8. Schiffsausdruck. 10. Europäische Hauptstadt. 12. Pelzhändler. 13. Begründer Ungarns. 14. Raubvogel. 15. Riesenschlange. 17. Fluß in Frankreich. 19. Hunnenkönig. 20. Nebenfluß des Rheins. 21. Feierliches Lied.

K. Pl.

Silbenrätsel

Aus den Silben

a — a — a — an — bel — [illegible] — [illegible] — burg —
bus — ca — ce — che — cher — chim — da —
de — dee — den — der — der — es — eu — fi —
ge — gen — grim — ha — hand — i — i — i —
i — irr — jan — jo — kri — la — le — ler — ma —
maf — mag — march — mo — mor — nei — ner —
ni — nietz — nier — om — po — ra — reu — ri —
sa — sche — schuh — se — se — sel — sen —
sinn — stei — stei — tät — ti — tro — tum — uhr —
wahn — zau — zo

sind 30 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, zwei aktuelle Berühmtheiten nennen.

1. Männername, 2. Beförderungsmittel, 3. Kleidungsstück, 4. Märchendichter, 5. Weinrest, 6. Rheinweinsorte, 7. Seltenheit, 8. Gedanke, 9. Kirchenraum, 10. Dichter, 11. falsche Meinung, 12. tropisches Nadelholz, 13. Pelztier, 14. Handwerker, 15. Philosoph, 16. Musik-Wiederholungszeichen, 17. Geisteskrankheit, 18. Tiername der Fabel, 19. Singvogel, 20. australische Insel, 21. berühmter Chirurg, 22. Verkaufsraum, 23. Teil Berlins, 24. geheimnisvolle Kunst, 25. Tiroler Berg, 26. Tageszeit, 27. sizilianischer Geheimbund, 28. Nachtvogel, 29. Fischereigerät, 30. deutsche Stadt.

—es.

Zerlegeaufgabe

Aus den 17 Teilen der Figur ist der Name einer deutschen Stadt zusammenzustellen. (Die Ziffern dienen zur Erleichterung bei der Zusammenstellung.)

Auf der Flucht.

Er konnte, sprach mein Freund, aus Ri . . . . . ten
Doch wenigstens ein Päckchen Zi . . . . . ten.

Magisches Quadrat.

D	D	E
E	I	L
O	U	U

Die Buchstaben sind so umzuordnen, daß die senkrechten Reihen wie die wagerechten Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1. Tiername der Fabel, 2. juristischen Begriff, 3. männlichen Vornamen.

O. L.

Mahnung.

Merk' es dir fein:
Naht sich's mit „ü",
Weis' ihm die Tür;
Hältst du's mit „i",
Dann rat' ich dir
Stets „e" zu sein.

K. G. M.

*

Auflösung Nr. 30.

Rösselsprung.

Die Menschen beten in der Sommerfrische,
Daß nimmer sie ein Regentag erwische,
Denn ganz unfehlbar werden sie durch diesen
Versetzt in der Verzweiflung Graus;
Sie sind dann auf sich selber angewiesen
Und das, das halten sie nicht aus.

Namenrätsel: Goethe Rückert Immermann Lenau Lessing Platen Arnim Raimund Zschokke Eichendorff Rosegger = Grillparzer.

Verwandlungsaufgabe: Detlef von Liliencron (gest. am 22. Juli 1909).

Was ist's? Kabel — Kamel.

Besuchskartenrätsel: Ballettmeister.